

# Angeklagter schweigt [Fortsetzung]

Autor(en): **Richter, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 17

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754037>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Ungeflagter Schweigt

ROMAN VON KURT RICHTER

6. Fortsetzung

VIII.

Frau Burkmayer machte einen heftigen Schritt vorwärts und rief mit unnötig lauter Stimme: «Nein, Herr Vertreter, ich bin absolut nicht das rückhaltlose Sprachrohr von Herrn Dr. Rosner, ich bin überhaupt kein Sprachrohr. Ich schließe mich überhaupt keiner fremden Meinung an, sondern nur meiner eigenen. Mein Urteil ist vollständig unabhängig. Unabhängig von jedem.»

Hören Sie!»  
Sie trat noch einen Schritt weiter vor und warf einen vernichtenden Blick über die Sitzreihen des Saales hinweg bis hoch hinauf auf die Wand.

«Es gibt im Leben Momente, wo man in die Löwengrube springen muß.» Ihre Augen sprangen unerschrocken ins Publikum hinein, um gleich nahher wieder in die Höhe zu schnellen. «Es gibt Momente, wo man furchtlos der ganzen Welt die Stirn bieten muß. Es gibt Momente, wo man den gordischen Knoten mit dem Schwert durchhauen muß.»

Hören Sie alle:  
Hellmann — hat — Guhrig — ermordet.» Sie legte zwischen jedes dieser vier Wörter eine bedeutungsvolle Pause.

Dann wandte sie sich Hellmann zu, sah ihn streng an und sagte feierlich:

«Hans Hellmann, ich entbinde Sie des Schweigens. Ich entbinde Sie jeder Rücksichtnahme auf mich. Sprechen Sie! Nur so können Sie sich noch retten.»

Rosner saß mit aufgerissenen Augen da und hielt sein linkes Ohr Frau Burkmayer zugewandt, als ob er nicht recht höre.

«Hans Hellmann, haben Sie denn gar keinen Mut?» Hellmann, dessen Blick knapphaft auf dem Podium ruhte, rührte sich nicht.

«Also keine Antwort», rief sie pathetisch, «keine Antwort! Sind denn alle Feiglinge geworden? — So muß ich denn reden! Hören Sie!»

Sie blickte wieder in die Höhe, als ob ihr von dort oben die Erleuchtung käme.

Rodenberg beeilte sich in freudigem Ton zu sagen: «Seien Sie versichert, gnädige Frau, wir wissen Ihre Offenheit zu schätzen.»

«Ich danke Ihnen, Herr Präsident», sagte sie mit versunkener Stimme, indem sie leise abwehrend die Hand hob, wie um ja nicht im Moment der Inspiration gestört zu werden. «Ich werde alles erklären.»

Plötzlich raffte sie sich zusammen und sprach mit fester, dozierender Stimme:

«Hellmann ist der psychognomisch idrenale Typus, der sich selbst nicht verstehend, in den Tag hineingelegt hat. Er spielte Tennis und machte Examina und glaubte, daß damit der Zweck seines Lebens erfüllt sei.»

Doch plötzlich kam sein gestautes idrenales Kräftesystem in Bewegung und drängte zwangsläufig zur Ausfüllung der infantil leergebliebenen psychognomischen Form.

In diesem Stadium kam Hellmann in mein Seminar. Was mich an ihm interessierte, das war das frappant unverbrauchte idrenale Material, das ganz plötzlich in Fluß geraten war und nun überstürzt zur Ausformung drängte. Es war mir klar bewußt, daß sich der Guß in einem ungeheuer schwierigen und gefährlichen Stadium befand. Aber es durfte nicht länger zugewartet werden; es war wie eine Operation auf Leben und Tod. Ich tat alles, was in meinen Kräften stand, um die psychognomische Form zu erreichen.

Es würde zu weit führen, um Ihnen diesen — selbstverständlich auch Hellmann ganz unbewußten Entwicklungsprozeß seines Psychognoms zu erklären.

Ich habe wie gesagt alles getan, was in meinen Kräften stand. Ich habe Hellmann sogar einige Male nach den Seminararkuren zurückgehalten, um ihn in die psychognomische Form zu drängen durch Vorlesung meiner im Hinblick auf seinen Zustand formulierten Leitgedanken.

Der Guß wäre auch sicher gelungen. Aber leider — ich sage leider und schäme mich dessen nicht, weil ähnliches den genialsten Seelenforschern passiert — leider ist damals die tragische Uebertragung oder, wie ich es nenne, die Vergottung eingetreten, wo der Schüler in seinem Meister plötzlich Gott sieht.

Wir glauben einen Atemlos lauschenden Adepten vor uns zu haben, der jedes Wort von unseren Lippen abliest, aber er ist unvermutet ein höriges Individuum geworden, das zu allem fähig ist, wenn sich zwischen ihn, den Anbeter, und den Angebeteten ein störendes Hindernis einschleibt.

Dieser Kurzschluß muß eingetreten sein, als Guhrig, der zweifellos geniale Einfälle hatte, sich mit einer meiner psychognomischen Deduktionen solidarisch erklärte. Da trat das Verhängnis ein.

Denken Sie an Tolstojs Kreuzersonate. Das anscheinend restlose Ineinandergreifen zweier Menschen, sei es auf musikalischem oder psychologischem Gebiet, kann beim dritten, der nicht nachkommt, einen Eifersuchtsaffekt hervorrufen, der zu Mord und Totschlag führt.»

Sie machte eine Pause, holte tief Atem und sagte langsam, jedes Wort einzeln betonend:

«Hellmann ging hin und ermordete Guhrig.»

Leixner fand zuerst die Sprache wieder.

«Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Sie haben doch in der Voruntersuchung ganz ausdrücklich nachgewiesen, daß ein Mord von Seite Hellmanns ganz ausgeschlossen sei.»

«Ich nehme an, Sie sind mir nicht gefolgt, Herr Vertreter. Ich sagte ja, daß der Mord ganz ausgeschlossen gewesen wäre, wenn die Vergottung nicht eingetreten wäre.»

Rodenberg, dessen Gesicht etwas länger geworden war, sagte:

«Vielleicht dürfen wir Frau Burkmayer bitten, uns weitere Verdachtsmomente anzugeben, die auf die Ermordung Guhrigs durch Hellmann schließen lassen.»

«Weitere Verdachtsmomente?» fragte sie maßlos erstaunt. «Aber ich habe Ihnen doch alles dargelegt.»

Rodenberg versuchte es noch einmal:

«Sie haben doch jedenfalls Äußerungen von Hellmanns Eifersucht festgestellt. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns Näheres darüber mitteilen würden.»

«Aber meine Herren», rief sie direkt böse, «wollen Sie denn noch immer nicht verstehen? Sind Sie denn meinen Deduktionen nicht gefolgt? Es gibt doch eine zwingende intuitive Erkenntnis!»

Leixner, der sich besonders über den «Herrn Vertreter» ärgerte, ließ plötzlich die Zügel schießen.

«Sie können doch nicht einfach deshalb Hellmann des Mordes beschuldigen, weil Sie glauben, er wäre Ihnen hörig geworden und hätte aus Eifersucht, für die Sie auch nicht den geringsten Beweis erbringen können, Guhrig erschossen. Das ist doch, was soll ich sagen, das ist doch einfach ... Blödsinn!»

Sie taumelte zurück, als hätte sie eine Ohrfeige bekommen.

«Oh, das ist doch ... empörend!»

Sie sah sich um, ob ihr niemand beispränge.

«Empörend! Darf man denn hier einer Dame ungestraft ins Gesicht schlagen? Meine Herren!»

Sie suchte krampfhaft nach Worten.

«Wenn ... Wenn Ihnen meine Deduktionen nicht genügen», ihre Stimme überschlug sich, «dann bedauere ich, überhaupt hergekommen zu sein ... Ich verzichte auf jede weitere Erklärung und ... nehme auch keine Entschuldigungen an ... Ver—ste—hen Sie!» schrie sie, ganz heiser geworden.

Sie schritt bebend hinaus, mehr als ein Rubek; wie eine Rachegöttin, mit der es die ganze Welt verdorben hatte.

Eine peinliche Stille blieb zurück.

Leixner, mit der guten Kinderstube, war wie vor den Kopf geschlagen. Daß er sich so hinreißen lassen konnte; und dann überhaupt: Rosner hatte versagt, und Frau Burkmayer, die er als wichtigste Entlastungszeugin betrachtete, war mit fliegenden Fahnen ins feindliche Lager übergegangen.

Aber dort war sie gar nicht willkommen. Es lag absolut nicht in der Art von Stauff, aus der Sache Kapital zu schlagen; er gehörte übrigens auch zu denen, die seinerzeit im ersten Salon Burkmayer Heitzig Monopol getrunken hatten, allerdings nur einmal. Das hatte genügt. Er hatte für «diese verrückten Frauenzimmer», wie er sich ausdrückte, nichts übrig, außerdem wußte er, daß er auch auf der schizoiden Proskriptionsliste Annalises gestanden hatte; aber abgesehen davon war der Zusammenbruch der Verteidigungsstellung so offensichtlich, daß er sich geschämt hätte, dort noch weiter drauflos-zuhauen.

Ebensowenig konnten Gerichtshof und Geschworene mit dieser Aussage etwas anfangen, und auch das Publikum war irgendwie lahmgelegt.

Diejenigen, die nachträglich von der Szene erfuhren, fanden sie zum Brüllen komisch, aber merkwürdig, diejenigen, welche sie miterlebt hatten, waren nur peinlich berührt.

Die ganze erwartungsfrohe Stimmung gewisser Kreise, die gehofft hatten, sich über das Psychoannalieserl noch kräftig amüsieren zu können, war dahin und kam auch später nicht mehr zum Vorschein, als ein Zeuge versuchte, sich über die psychognomischen Abende lustig zu machen. Annaliese Burkmayer war schon zu sehr erledigt.

Nach ihrem Abgang stellte der Präsident wieder die vergebliche Anfrage an den Angeklagten, ob er etwas zu der Aussage zu bemerken hätte.

IX.

«Fräulein Tanja Markow!»

Alles atmete wie nach einem Alpdruck auf. Es war wie eine andere Welt. Man blickte neugierig hin. Man wußte allerhand über sie; die Besetzung der kleinsten Rolle wurde ja in diesem großen Schaustück unter das Vergrößerungsglas genommen. Man wußte, daß sie bis zum Schluß im Seminar von Frau Burkmayer gesessen hatte, also die beiden Hauptpersonen des Dramas gekannt haben mußte; man wußte, daß ihre Mutter unheilbar krank war, und daß die junge Tanja sie aufopfernd pflegte; vor allem aber wußte man, daß sie «Tanja mit dem schlanken Gang» genannt wurde, und das interessierte das große Publikum am meisten.

Alle, besonders aber diejenigen, die sie noch vor ein paar Wochen auf der Universität gesehen hatten, waren betroffen von ihrem Aussehen. In dem überschnal gewordenen Gesicht — man raunte sich zu, daß sie ihre Mutter Tag und Nacht pflegte — wirkte der Mund seltsam groß und wund. Ihr glatt nach hinten gestrichenes Haar sah aus wie lackiert.

Der Pressephotograph konnte sich nicht enthalten, von ihr eine Aufnahme zu machen. Sie machte eine müde abwehrende und dabei doch anmutige Bewegung, als wollte sie eine lästige Fliege verschrecken und gleichzeitig ein widerspenstiges Härchen an ihre Schläfe pressen.

Verdammt noch einmal, sagte er sich, die sollte die Hauptrolle spielen, und betrachtete voll Bewunderung ihren Teint. Er hielt sich für einen großen Frauenkenner. Er glaubte, durch das diskrete Rouge und den Blütenstaub des Puders hindurch jene schneeweiße Porzellanpolitur zu ahnen, die jeden Filmspezialisten elektrisierte.

In seiner Reporterphantasie erhob sich plötzlich die Ueberzeugung, daß zwischen ihr und der Hauptperson des Dramas ein Zusammenhang bestände, einfach bestehen müsse.

Er näherte sich dem Angeklagten — taktvoll, wie es sein Beruf erforderte, ohne irgend eine wichtige Blick-



richtung zu schneiden — er näherte sich ihm, nicht um eine Profilaufnahme zu machen, wie es aussah, sondern, um ihn im Hinblick auf die Russin unter der Lupe zu beobachten, da... da merkte er, wie der Angeklagte, der die Russin mit seinem Blick gestreift hatte, plötzlich den Kopf zur Seite wandte und wieder eine bestimmte Stelle im Publikumsraum anstarrte, wobei sich sein abgebranntes Gesicht mit einem kaum merkbaren Bronzeton überzog.

Gleich nachher senkte Hellmann seine Augen und sah unbeweglich vor sich hin.

Durch den Kopf des Beobachters liefen gleichzeitig drei Fäden: 1. Die Russin ist ihm gleichgültig; 2. Die Hauptperson muß oben sitzen, aber die blaue Bluse ist jetzt nicht da, also die scheidet aus; 3. Die Gegend dort muß ich nachher unbedingt wieder fotografieren.

«Fräulein Markow», sagte Rodenberg vorsichtig, «Sie gehören zu den wenigen Personen, die sich knapp vor der Katastrophe in dem Milieu aufgehalten haben, in dem sich sowohl der Angeklagte als auch Herr Guhrig bewegt haben. Es würde uns interessieren, von Ihnen zu hören, ob Sie dort etwas beobachtet haben, was den Fall aufklären könnte. Haben Sie etwas Derartiges festgestellt?»

«Nein, Herr Präsident. Ich habe das nicht.»

Tanja Markow strahlte sichtlich etwas aus. Man merkte es an der Stille, mit welcher das Publikum ihre Antworten anhörte, trotzdem keine großen Sachen zu erwarten waren, und an der fast ehrerbietigen Art, mit welcher Rodenberg fragte.

«Kannten Sie die beiden näher, Fräulein Markow?»

«Nein, Herr Präsident, ich habe sie kennengelernt bei Frau Burkmayer, nur flüchtig.» Sie sprach leicht gepreßt, was ihren russisch-französischen Akzent sehr verschärfte.

«Haben Sie den Eindruck, daß der Angeklagte schuldig ist?»

Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann deutlich: «Nein.»

Stauff pirschte sich heran: «Wollen Sie uns bitte erklären, worauf sich dieser Ihr Eindruck gründet.»

«Ich kann das nicht sagen», sie blickte wie hilflos nach zu Rodenberg, «ich kann nur sagen den allgemeinen Eindruck.»

«Natürlich», beiläufig, beizupflichten.

«Glauben Sie, Fräulein Markow, daß das Milieu, ich meine diese charakterologischen Untersuchungen bei Frau Burkmayer, wo doch sehr leicht der Stolz des Beurteilten verletzt werden konnte, einer Mißstimmung zwischen den Teilnehmern günstig war?»

«Ich kann das nicht beurteilen, Herr Präsident.»

In der hintersten Zeugenbank machte sich eine Unruhe bemerkbar. Man hörte eine Stimme und bald darauf ein mehrfaches «Psst!»

Jemand hob dort die Hand auf wie in der Schule. Zwei Finger flatterten heftig in der Luft herum. Es war die Wäscherin, die immer wieder beschwörend flüsterte: «Bitte, Herr Staatsanwalt, bitte, bitte...!»

Rodenberg machte ein leidendes Gesicht. «Es scheint, daß eine Zeugin etwas auszusagen hat», bemerkte der Staatsanwalt halblaut.

«Ja», sagte Rodenberg und warf einen Blick auf die Zeugenliste.

«Fräulein Mathilde Kunz. Haben Sie etwas zum vorliegenden...»

«Herr Staatsanwalt», stieß die Wäscherin, die sich schon vorgedrängt hatte, atemlos hervor, indem sie ihren Finger von Stauff zu Tanja führte. «Jetzt habe ich Sie erkannt. Das ist das Fräulein, das ich am letzten Tag gesehen hab'. Ich hab' mir gleich dacht, die kommt mir so bekannt vor... und wie sie aufgestanden is...»

«Wann haben Sie sie gesehen?» fragte Stauff schnell.

«Am Tag, wo der Herr Guhrig ermordet worden is.»

«Ich meine um wieviel Uhr?»

«Ja, was wird das schon gewesen sein? So um fünf, wie ich von der Wäsch' in die Küche kommen bin. Nein, so um sechs. Da hab' ich zum Fenster rausgeschaut, da is sie gekommen, also genau so is sie gegangen wie jetzt. Ich hab' noch der Emilie gesagt», sie zeigte mit dem Daumen nach hinten auf die Zeugenbank, «siehst, da kommt wieder eine. Und nach einer halben Stunde, da is sie wieder eine. Und nach einer halben Stunde, da is sie wieder gekommen. So halb sieben wird's gewesen sein...»

Rodenberg unterbrach sie: «Bitte, überlegen Sie sich alles genau, bevor Sie reden. Sind Sie sicher, daß...»

«Sie können sie ja fragen, wenn S' mir nicht glauben wollen...»

Rodenberg warf Tanja, die vor sich hinsah, einen Blick zu.

«Fräulein Markow. Sie haben gehört, was die Zeugin behauptet. Sind Sie tatsächlich damals um diese Zeit dort vorbeigegangen?»

Tanja zögerte.

«Ja, Herr Präsident, ich bin damals vorbeigegangen, dort.»

«Na sehen S', Herr Präsident, was hab ich Ihnen gesagt!» rief die Wäscherin und ließ einen befriedigten Schmatzlaut hören.

«Bitte Ruhe», fuhr Rodenberg sie ärgerlich an, «reden Sie, wenn Sie gefragt werden. Er wandte sich wieder an Tanja:

«Haben Sie damals Guhrig besucht?»

«Ja, ich wollte mir etwas holen bei ihm... ein Buch.»

Eine Bewegung lief durch den Saal.

«Wollen Sie uns bitte sagen, was für ein Buch.»

«Ich wollte mir die... Psychologie von Fröbig ausborgen», sagte sie tonlos. «Es ist das Buch, die Studenten von Prof. Bullberg lesen es manchmal.»

«Könnnten Sie uns sagen, wie sich Guhrig damals benommen hat? Sie werden verstehen, daß es für uns sehr wichtig ist, etwas darüber zu erfahren, wenn man sich vorstellt, daß er am nächsten Morgen tot aufgefunden wurde... War er irgendwie auffällig?» fragte Rodenberg gespannt.

«Er ist gewesen wie immer...»

«Was verstehen Sie darunter: wie immer?»

«Er war so... ich weiß nicht, wie ich soll es sagen. Er war immer so, wie wenn er wäre böse mit der ganzen Welt. Er hat immer auf die Menschen geschimpft.»

«Und auf wen hat er damals geschimpft?»

«Auf... ich weiß nicht, ob ich soll es sagen. Er war doch immer so ungerecht.»

«Selbstverständlich sollen Sie es sagen. Sie sollen überhaupt alles sagen, an was Sie sich erinnern, jedes Wort kann von ungeheurer Wichtigkeit sein. Also auf wen hat er geschimpft?»

«Auf Prof. Bullberg.»

«Auf Prof. Bullberg?» sagte Rodenberg erstaunt und sah unwillkürlich zu Bullberg hin.

«Ja, er sprach über die Psychologie von Fröbig und sagte, Prof. Bullberg hat alles... nein, ich kann es doch nicht wiederholen, solche Beleidigungen.»

«Aber jetzt handelt es sich doch um keine Beleidigungen, wenn ein Zeuge pflichtgemäß das wiederholt, was ein anderer gesagt hat. Also, was sagte Guhrig? Was hat er gesagt? Prof. Bullberg hätte alles... was hat er alles...?»

«Er sagte, Professor Bullberg hat alles aus diesem Buch gestohlen.»

Man hörte im Saal ein vernünftiges Räuspern. Rodenberg warf einen mißbilligenden Blick in das Publikum.

«Ich bitte dringend um Ruhe.»

Einige sahen zu Bullberg hin, der mit einer wegwerfenden Bewegung wütend vor sich hinbrumpte.

«Sprechen Sie ganz ohne Scheu. Es ist Ihre Pflicht!»

«Ich kann mich nicht erinnern so genau. Aber er hat ja immer so gesprochen, auch mit den andern Studenten. Er sagte, Prof. Bullberg ist ein Commis voyageur von seiner Firma. Er sagte, diese Firma, sie wird bankrott machen, weil diese Artikel dort, sie sind gefälschte Lebensmittel. Er hat so lange geredet, daß ich habe keine Lust gehabt, das Buch von Fröbig zu nehmen und... ich erinnere mich, es war mir unangenehm, daß ich bin überhaupt gekommen und ich bin gegangen, sobald ich konnte.»

«Waren Sie schon früher bei Guhrig?»

«Nein.»

«Aber Sie haben ihn doch näher gekannt?»

«Nein, er hat nur einmal gesprochen mit mir und ich habe ihm einmal gesagt, daß er soll mir dieses Buch leihen.»

«Sie haben also damals keine Anzeichen irgendeiner Erregung an ihm gemerkt?»

«Nein, ich kann mich nicht erinnern.»

«Herr Staatsanwalt? Bitte», Rodenberg machte eine einladende Geste.

Leixner sah lauernd auf Stauff hin. Stauff schlug von Anfang an Tanja gegenüber einen scharfen Ton an.

«Was haben Sie damals noch mit Guhrig gesprochen?»

«Ich weiß nicht mehr», sagte Tanja müde.

«Die Zeugin Mathilde Kunz hat eben ausgesagt, daß Sie erst nach einer halben Stunde zurückgekommen sind.»

— Die Wäscherin nickte eifrig mit dem Kopf und sah Tanja herausfordernd an. — «Also müssen Sie in der Zeit allerhand gesprochen haben.»

«Ja, aber... ich kann mich nicht mehr erinnern...»

«Hören Sie: Wenn man am nächsten Tag erfährt, daß der Mensch, mit dem man tags vorher ein Gespräch geführt hat, erschossen auf dem Boden liegt, dann wird man doch sicher an das zurückdenken, was man mit ihm gesprochen hat. So etwas bleibt einem im Gedächtnis haften. Also, was wurde dort bei ihm noch gesprochen?»

«Er hat über alles mögliche gesprochen...»

«Na also, aber worüber?»

«Er hat... ich glaube... ja, es war über das jüngste Gericht...»

«Jüngste Gericht...?»

«Ja, er sagte, ich kann mich nicht so erinnern... aber... er sagte... Gott ist... nein... er sagte: beim jüngsten Gericht mußte Gott bestraft werden, weil er den Satan geschaffen hat...» Es rührte sich im Saal. Gleich nachher setzte atemlose Stille ein. Leixner hatte sein Notizbuch aus der Tasche gezogen und kritzelte etwas hinein.

«Ja und...?» Stauff wartete eine Weile, dann sagte er gereizt: «So reden Sie doch, ich kann doch nicht jedes Wort aus Ihnen herausziehen. Was hat er also noch gesagt?»

«Aber ich kann doch nicht wiederholen... jedes Wort. Ich spreche so schlecht deutsch.»

«Sie sprechen ausgezeichnet deutsch. Aber das ist es ja gar nicht. Sie wollen einfach nicht reden!»

In diesem Augenblick trat der Gerichtsdieners an Stauff heran und meldete ihm etwas leise.

«Sie sollen warten», fuhr ihn der Staatsanwalt an, im gleichen ärgerlichen Ton wie vorher, «sie sollen warten, bis wir sie rufen lassen.» Der Gerichtsdieners zog sich rasch zurück und postierte sich bei der Tür. Stauff hatte sich wieder Tanja zugewandt. Er sprach jetzt leiser, aber mit sichtlich verhaltenem Zorn:

«Sagen Sie, warum haben Sie es eigentlich verschwiegen, daß Sie zu Guhrig gegangen sind?»

«Ich... ich wollte nicht... in das Verhör... gezogen werden...»

«Warum wollten Sie das nicht?»

«Weil... weil... meine Mutter ist doch krank und...»

«Was hat das damit zu tun?»

«Ich wollte nicht, daß Sie erfährt, daß... ich war dort. Es hätte so leicht ein Mißverständnis sein können...»

Tanja's Antworten klangen gequält. Mit jedem Wort steigerte sich diese Gequältheit, bis es schließlich zum Verzweiflungsausbruch kommen sollte.

«Was für ein Mißverständnis?»

«Ich meine, daß ich Guhrig besucht habe... es war so... ich weiß selbst nicht wie. Ich hätte ja auch im Seminar das Buch verstanden... können.»

«Ja und? Warum sind Sie denn hingegangen?»

«Ich bin gerade spazierengegangen dort, und ich dachte mir, ich hol' mir gleich das Buch...»

«Nein, da stimmt etwas nicht», sagte Stauff und wies mit dem Finger auf sie. «Sie wissen etwas, was Sie uns nicht sagen wollen!»

«Nein... wirklich nicht.»

«Ich erinnere Sie daran, daß Sie mit den andern Zeugen hier an dieser Stelle vereidigt worden sind, nach bestem Wissen und Willen die volle Wahrheit auszusagen. Und ich erinnere Sie daran, daß es sich um ein Menschenleben handelt.»

Tanja griff sich an den Kopf, als ob sie starke Kopfschmerzen hätte und sagte erschöpft:

«Es ist wirklich so, wie ich es gesagt habe.»

«Aber Sie haben ja gar nichts gesagt. Das ist es ja! Sie sind nur überführt worden, daß Sie bei Guhrig waren. Und wir wissen, nach den Fingerspuren, daß Hellmann auch dort gewesen sein muß. — Und Hellmann schweigt. — Und Sie wissen, daß wir seit Wochen nach einem Anhaltspunkt suchen, warum er schweigt. — Und dabei haben Sie uns die ganze Zeit über verschwiegen, daß Sie knapp vor der Katastrophe bei Guhrig waren... und jetzt wollen Sie uns keine Erklärung dafür geben, warum Sie geschwiegen haben... Ja, glauben Sie, es handelt sich um ein Gesellschaftspiel?»

Tanja sah hilflos nach zum Präsidenten auf:

«Ich wußte ja schon damals... daß meine Mutter war so krank... und ich konnte sie doch nicht allein lassen!»

«Aber um so mehr mußten Sie doch einen dringenden Grund gehabt haben, gerade damals zu Guhrig zu gehen.» Stauff wurde immer heftiger.

«Sie wollen ja nicht hören, was ich sage.» Ihre Stimme bebte. «Es war ein Zufall, daß ich war dort. Und ich konnte doch nicht riskieren, wegen so einem Zufall... daß ein Verdacht entsteht... und womöglich ich komme in Untersuchung... und meine Mutter... sie liegt auf dem Totenbett dort... und sie stirbt... allein... ohne mich... Ja, können Sie», schrie Tanja in verzweifelter Empörung, «können Sie das nicht verstehen, Herr... Herr S t a a t s a n w a l t?»

«Ja», rief Stauff böse. «Der Staatsanwalt hat verstanden.» Er machte eine unwillig abschließende Bewegung und ging zum Präsidenten, mit dem er etwas leise besprach. Alle, selbst Hellmann, sahen auf. Es schien etwas Wichtiges im Gange zu sein. Man sah, wie der Gerichtsdieners, dem der Staatsanwalt ein Zeichen gemacht hatte, hinauslief, und man sah, wie die Herren vom Gerichtshof die Köpfe zusammensteckten.

Der Präsident richtete sich schließlich auf und sagte:

«Fräulein Markow. Sie können sich vorläufig setzen. Wollen Sie aber, bitte, im Saal bleiben. Wir kommen später auf Ihre Aussagen zurück. Auch Sie können gehen», sagte er zur Wäscherin mit einem strengen Blick.

Tanja ging erschrocken an ihren Platz zurück, gefolgt von der Wäscherin, deren Mäulchen vor neugieriger Erregung zitterte.

Rodenberg sah auf seinen Zettel und sagte mit lauter Stimme:

«Als nächste Zeugin vernehmen wir Fräulein Teresa Schreiber!»

## X.

«Fräulein Teresa Schreiber!»

Alles horchte auf. Der Gerichtsdieners hatte von außen die Tür weit geöffnet.

Ein junges Mädchen mit seltsam starren Augen wurde von einem elegant aussehenden älteren Herrn heringeführt, der dem Staatsanwalt wie in leisem Einverständnis zunickte.

Alle waren wie elektrisiert; sie waren sofort davon überzeugt, daß es sich um den neuen Zeugen oder vielmehr um die neue Zeugin Stauffs handelte.

Und so war es auch.

Der elegante Herr, den einige gleich erkannten, war der Direktor der Nervenheilanstalt Hergeshelm. Es war derselbe Dr. Hartung, der heute vormittag den Staatsanwalt «in einer äußerst dringenden, den Fall Guhrig-Hellmann betreffenden Angelegenheit» herausgerufen

(Fortsetzung Seite 496)



und ihm dann unter vier Augen nach ein paar Worten der Entschuldigung folgende Mitteilung gemacht hatte: «Vor einiger Zeit wurde mir die kleine Schreiber, die Tochter von Bahrrat Schreiber, eingeliefert.

Mißglückter Selbstmordversuch. Schwere Melancholie mit religiösen Wahnvorstellungen. Ich tippte zuerst auf Liebeskummer, aber die Mutter behauptet, das wäre vollkommen ausgeschlossen: die Tochter wäre erst seit einigen Wochen aus dem Kloster zurück und hätte, abgesehen von einer Altersgenossin, mit niemand verkehrt.

Also: sie wird mir gebracht. Zuerst startete die kleine Teresa nur so vor sich hin. Kaum wird sie allein gelassen, da stürzt sie schon, wie wir durch die Öffnung beobachten, vor ihr Bett hin, vergräbt ihr Gesicht in die Bettdecken und schluchzt die ganze Zeit: Jesus, mein Jesus, verzeih!

Ich supponierte verdrängtes Schuldgefühl und baute darauf meine Therapie auf, indem ich ihr in allen Tonarten Absolution motivierte und erteilte. Dabei versuchte ich ihre dogmatischen religiösen Begriffe aufzulockern und mehr auf Pflichtgefühl ihrer Mutter und dem Leben gegenüber umzustellen.

Der Erfolg zeigte sich nach und nach. Sie wurde immer ruhiger, und wir dachten schon, sie probeweise nach Hause zu schicken, da kommt ihr gestern abend eine Zeitung in die Hände, natürlich nur ganz zufällig als Packpapier in ihr Zimmer gerutscht. Ich führe prinzipiell keine Tagesblätter in meinem Sanatorium.

Sie startt in das Blatt und liest und liest, daß ihr die Augen heraustraten und fällt dann — übrigens in Gegenwart der Schwester — in einen Weinkampf. Unmöglich, irgend etwas aus ihr herauszukriegen. Ich gebe ihr für alle Fälle die Schwester als Nachtwache.

Um zwei wird Sturm geläutet. Ich werde gerufen. Sie ist in einen Schreikampf verfallen. Sie schreit immer wieder: Er ist unschuldig, er ist unschuldig! Sie schreit es immer lauter, bis sie nicht mehr kann, und dann fängt sie wieder an.

Ich versuche, sie durch langes Zureden zu beruhigen. Endlich wird sie etwas ruhiger und verfällt schließlich in leises Weinen. Ich dachte schon, sie schläft ein, da spricht sie plötzlich im Halbschlaf fieberhaft vom Prozeß und von Hellmann, besonders aber von Guhrig... allerhand wirres Zeug, aber mit frappanten Einzelheiten. Ich konstatierte sofort, daß etwas Effektives dahinter stecken muß.

Unter andern wende ich den alten Trick an und mache so, als ob sie eine Frage gestellt hätte, auf die ich Antwort gebe. Ja, sage ich ihr, das habe ich auch gelesen; übrigens hat ja gestern auch in der Zeitung gestanden, daß Guhrig in dieser... Straße, ich stotterte, als ob mir der Namen entfallen wäre, na... diese Straße, Sie wissen doch, fahre ich sie an, worauf sie erschrocken Böttcherstraße sagt. Ja, sag ich grob, das weiß ich selbst, ich meine die Nummer. — Dreieundvierzig, sagt sie prompt.

Nachdem ich festgestellt hatte, daß Straße und Hausnummer in der Zeitung nicht erwähnt waren und daß Teresa bestimmt keine andere Zeitung vorher gesehen haben konnte, ließ ich sie in Ruhe, natürlich unter Beobachtung der Schwester, damit sie keine Dummheiten macht, und nahm mir vor, sie gleich heute früh, wenn sie ausgeruhet hatte, gründlich abzufragen. Ich war froh, daß wir wenigstens den Schmerzpunkt gefunden hatten.

Heute morgen komme ich zu ihr. Auf einen Wink von mir verschwindet die Schwester, aber das war eigentlich unnötig. Teresa steht mir gegenüber in einer Haltung, in einem Zustand, der Laie würde sagen: gelöst oder gar geheilt, aber wir sagen: versteift.

Sie macht mir ganz ruhig und gefaßt die Mitteilung, daß sie sich verpflichtet fühlt, in dem Prozeß eine Aussage zu machen, was sie später der verblüfften Mutter gegenüber wiederholt.

Die Mutter bestürmt sie mit Fragen, was für eine Aussage sie denn machen wolle. Sie antwortet, Gott wäre ihr im Traum erschienen und hätte sie beauftragt, es zu tun; sie dürfe aber jetzt noch nicht davon sprechen.

Absolut unmöglich, mehr aus ihr herauszukriegen. Ueber Nacht hat sich diese Idee fixe in ihr ausgewachsen. Es ist für sie — eine Sendung. Wie eine Jungfrau von Orleans steht sie da, eher läßt sie sich auf dem Rost braten, als daß sie nachgibt.

Ich versuche nachher der Mutter alles zu erklären und wiederhole ihr immer wieder, daß es äußerst gefährlich sei, die Kleine an ihrem Vorhaben zu hindern. Es könnte zu einem Verzweiflungsausbruch, zu einer Katastrophe führen. Das beste wäre, sie gewöhnen zu lassen.

Die alte Dame, übrigens kein großes Kirchenlicht, hat natürlich keinen Dunst, um was es geht. Sie ist davon überzeugt, die Zeitung wäre an allem schuld; wahrscheinlich hätte Teresa doch irgendwo die Adresse von Guhrig gelesen.

Sie hält es für vollständig ausgeschlossen, daß ihre Tochter diesen Guhrig auch nur kennengelernt haben könnte, und das Schlimmste ist für sie, daß sich ihr Mann, der alte Bahrrat, auf einer Inspektionsreise befindet, wo er unmöglich zu erreichen sei. Ohne ihn könne sie sich nicht entscheiden, aber sie könne sich auch nicht entschließen, es zu verhindern. Mit einem Wort: die Alte hat ganz den Kopf verloren.

Die Sache liegt nun so. Ich halte es wirklich für gewagt, Teresa zurückzuhalten. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, alles in die Wege zu leiten. Ich kenne diesen Typ in diesem Stadium. Es könnte zu einem Tobsuchtsanfall oder zu einem noch schlimmern Zusammenbruch kommen. Außerdem haben wir die Chance, daß sich durch die Aussage ihr Komplex löst und alles bald wieder ins Blei kommt.

Das ist die Seite des Psychiaters, aber ich bin natürlich auch an der kriminellen Seite interessiert im Hinblick auf Ihren Prozeß. Haben wir das Recht, diese Lösungsmöglichkeit, die sich uns förmlich aufdrängt, von der Hand zu weisen? Vielleicht steckt das ganze Hellmann-Rätsel dahinter.

Mit einem Wort. Was sagt der Staatsanwalt dazu?

(Fortsetzung folgt)

# Was ist Tapferkeit?

VON PAUL ILG

Nach dem Abendessen saßen wir Pensionäre noch einige Stunden im Salon beisammen, die Damen am Bridgetisch, wir Herren mit Qualmen und Klatschen beschäftigt. Raschke, der Sportflieger und Löwenjäger, erzählte von seinen Afrikafahrten. (Ein Hüne von Mensch, dem man aufs Wort glaubte, wenn er in seiner unwiderstehlichen Art schilderte, wie er beim Ueberfliegen einer fliehenden Elefantenherde sich den Spaß machte, dem Leitbull einen Bänderilla ins Fell zu praktizieren!) Wirklich, ein Prachtskerl! Die Damen waren hingerissen vom Zauber seiner Männlichkeit. Wir andern hatten neben ihm nichts zu bestellen, sondern saßen erbarmungswürdig wie böhmische Schneider da. Es machte mich fuchsteufelswild. Ich konnte mich der Bemerkung nicht enthalten, daß sich die heutige Welt in einer geradezu irrsinnigen Ueberschätzung des sportlichen Draufgängertums gefalle, was unfehlbar in Barbarei und Stumpfsinn ausarten müsse. Es geriet mir herzlich schlecht.

«Daß ihr Federfuchser kein Verständnis habt für Leute mit Kraft, Schwung und Todesverachtung, ist ja bekannt. Wenn es nach euch ginge, wäre noch kein Pol entdeckt und würde der Mount Everest nie bestiegen!» versetzte mein Widersacher unsäglich mitleidig.

«Sehr richtig! Eine wahre Freude, Ihnen zuzuhören, Herr Raschke!» jubelten die Damen ihm begeistert Beifall zu. Nein, so ein Mann! Er war so gut wie Siegfried in ihren Augen. (Ich hätte darauf zwar füglich erwidern können, es gebe jetzt Wichtigeres zu tun, als Pole zu entdecken und im Himalaja herumzuturnen. Aber deswegen wäre ich unseren Schönen neben dem sieghaften Tatmenschen doch als Memme erschienen. Das war schon so im Salon der Aspasia und wird auch in tausend Jahren nicht anders sein!)

Im weiteren Verlauf des Abends gab es indes eine reizende Ueberraschung. Kurz nach Mitternacht — die Damen hatten sich bereits zurückgezogen, Raschke und ich saßen noch bei einer Flasche Wein — wurde das Haus durch einen gellenden Hilferuf aufgeschreckt. Gleich darauf kam die Zofe der Opersängerin Elfreich kreidebleich in den Salon gestürzt.

«Um Gottes willen, kommen Sie schnell! Bei uns im Wohnzimmer ist ein Einbrecher an der Arbeit!»

Nette Bescherung! Eh ich mich dessen versah, war mein bißchen Herz verduftet. In der leeren Grube hockte das Grauen. Dabei suchte ich etwas in der Hosentasche, was dort unmöglich zu finden war. (Lieber Leser, überlege doch einmal in Minne, ob dir nicht schon einmal das

gleiche widerfuhr! In Romanen liest man freilich stets das Gegenteil: da sind in solchen Fällen die respektiven Vertreter der Männlichkeit vor wilder Entschlossenheit einfach nicht zu halten.)

Ich schaute betreten auf Raschke, den Löwentöter. Er rührte sich nicht vom Fleck, sondern ließ sich den Hergang der schauerlichen Entdeckung erst einmal haargenau beschreiben. Dann erklärt er höchst nüchtern und unheldisch: «Da muß man doch gleich die Polizei anrufen!»

«O je, bis die kommt, ist meine Herrin ja längst gestorben vor Angst. Sie hat sich im Schlafzimmer eingeschlossen und schreit wie irrsinnig. Kommen Sie doch. Nehmen Sie den Kerl fest!» beschwor uns die entsetzte Maid mit erhobenen Händen.

Da half weiter nichts, wir mußten ihr folgen. Raschke griff hastig nach der halbleeren Flasche Liebfrauenmilch, die ihm nötigenfalls als Keule dienen konnte. So zogen wir los. Auf der Treppe kam uns schon die blonde Diva im Pijama, mit flatternden Haaren entgegengestürzt.

«Gott sei Dank, da sind Sie ja, Herr Raschke! Stellen Sie sich vor: Ich lag schon zu Bett... da hör ich nebenan ein verdächtiges Geräusch, reiße die Tür zum Wohnzimmer auf und steh einem wildfremden Kerl in Mantel und Hut gegenüber. Zum Glück hatt' ich noch die Geistesgegenwart, schnell zuzuschließen, sonst wär' ich vielleicht schon tot. Was fang ich jetzt an? Sehen Sie doch bitte, bitte nach. Vermutlich hat er sich versteckt. Ich sterbe vor Angst!»

Während wir hinter dem erkorenen Führer stockenden Atems vor besagter Tür anlangten und zitterten, was weiter geschehen werde, überzeugte sich Raschke mit raschem Druck, ob sie auch wirklich verschlossen sei. Dann befahl er sehr energisch, uns in Deckung zu begeben, da Gefahr bestehe, daß der Einbrecher durch die Türe schieße.

«Mein Gott, so schauen Sie doch erst mal nach, ob er überhaupt noch drin ist! Vielleicht hat er sich mit meinem Schmutz bereits durchs Fenster davongemacht!» drang die verzweifelte Sängerin weiter auf unseren Helden ein, der jetzt mehr einem Mondsüchtigen glich und dabei lebhaft beteuerte, daß er tappte Diebe den Rückzug meist mit vorgehaltenem Revolver zu erzwingen pflegte. Er denke ja nicht daran, sich dergestalt ambrusken zu lassen. Man möge in Gottes Namen die Polizei alarmieren. Inzwischen hatte sich ein gutes Dutzend Gäste in mehr oder minder anziehenden Nachtgewändern fra-

gend und zagend im Flur eingefunden. Alle forderten ungestüm die Festnahme des Einbrechers durch Raschke, als sei er dazu durch das Los erkoren worden. Eine peinliche Situation. Und gerade in diesem Augenblick geschah das Unerwartete...

Bevor jemand es hindern konnte, hatte unsere beherzte Köchin die belagerte Tür mit energischem Ruck aufgeschlossen und die Schwelle überschritten. Es ward Licht. Darnach überzeugten wir uns Schritt für Schritt, daß der Gesuchte sich weder unter dem Sofa noch hinter den Gardinen verborgen hielt. Durchs Fenster konnte er nicht entweichen sein, denn es war geschlossen. Zu guter Letzt wurde — hahaha! — einwandfrei festgestellt, daß ein betrunkenen Gast sich in der Türe geirrt und dann schleunig den Rückweg angetreten hatte.

Alles atmete kreuzvergnügt auf. Nur der gute Raschke, der immer noch die Flasche Liebfrauenmilch schlagbereit umklammert hielt, hatte nichts zu lachen. Wahrhaftig, sein Nimbus war mit einem Schlage futsch. Ganze Salven von Spott und Hohn wurden auf ihn abgefeuert. Was, der König der Dschungel ließ sich von einem schwächlichen Weiblein beschämen? Galt demnach auch ihm Vorsicht auf der bessere Teil der Tapferkeit?

«Ach ja, Leben bleiben und auch sterben für das Vaterland ist süß!», zitierte Fräulein Elfreich so boshaft wie nur möglich.

Ich selbst blieb billigerweise unbehelligt. Von mir hatten die Damen keine Beweise von Tapferkeit erwartet. Alle sahen nur den romantischen Löwenjäger an, der krampfhaft nach Fassung rang und die vergifteten Pfeile mit Galgenhumor abzuwehren suchte. Umsonst! Und wenn er jetzt vor aller Augen vier Mameluken erwürgt hätte: die Rolle eines Ritters ohne Furcht und Tadel konnte er nicht mehr spielen. Plötzlich übermannte ihn der gerechte Zorn. Er zerschmetterte die Flasche Liebfrauenmilch an der Wand, entbot den stichelnden Huldinnen eine höchst unziemliche Einladung und verschwand auf Nimmerwiederschen...

(Leute, was ist Tapferkeit? Eine verzwickte Frage. War etwa die Köchin tapfer? Schwerlich. Sie hat entschieden kopflos gehandelt. Wenn nun doch ein Dieb drin gewesen wäre und geschossen hätte? An diese Möglichkeit, die uns die Haare sträubte, dachte sie gar nicht. Mangel an Phantasie. Raschke hingegen dachte daran und hielt sich zurück. Wer darf ihn deshalb einen Feigling schelten? Ihr seht, Tapferkeit ist ein relativer Begriff. Und manchmal ist sie von Dummheit kaum zu unterscheiden!)